

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Gotteslohn

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Waffen ihr Ziel nicht erreichten oder es verfehlten. Endlich erhob sich ein junger Krieger und schwankte, das Beil in der Faust, auf die Gefangenen zu. Mir stand der Atem still und ich zog bereits die Büchse vor mich hin, als er taumelte, hinfiel und nach dem vergeblichen Versuch, sich wieder aufzurichten, wie leblos dalag. So folgte einer dem anderen. Wer zusammenbrach verharrte mit verzerrten Zügen und gekrümmten Gliedern in der unnatürlichen Stellung. Kaum aber war der Letzte einer unlöslichen Betäubung anheimgefallen, als Weiber und Kinder sich herandrängten, und jedes fand noch mehr als genug vor, um sich dem Genuß des Feuerwassers nach Willkür hingeben zu können. Schneller als der Männer bemächtigte sich ihrer Trunkenheit. Ringend um die Vorhand, wandten sie sich scheußlich durcheinander und stolperten über die Leiber der Besinnungslosen, um nicht mehr aufzustehen. Schwächer wurde das Keifen, Grunzen und Kreischen. Blöder stierten die verglästen halbgeschlossenen Augen. Die Mutter wälzte sich auf den Säugling, die Faust des Vaters umklammerte das Messer, an welchem vielleicht das Blut des Bruders oder des Sohnes klebte. Es war fürchterlich anzuschauen und doch kein zu hoher Preis für die Befreiung der Gefangenen. Der wüste Lärm war aber noch nicht ganz verstummt, als ich mit schnellen Schnitten deren Bande löste und sie aufsprangen, um durch heftige Bewegung die in Krämpfen erstarrten Glieder neu zu beleben und zu schmeidigen. Obwohl hier und da ein Kopf sich hob, unter dem wirren schwarzen Haar hervor stumpfsinnig zu uns auf sah und wieder zurück sank, fühlten wir uns doch vollkommen sicher. Auf mehr als sechs Stunden zum Vorsprung durften wir indessen nicht rechnen, und so trafen wir schleunigst unsere Vorbereitungen zur Flucht. Vier Pferde standen bald unter Reitsätteln, vier andere unter Packböden. Auf zweien von diesen verluden wir den wertvollsten Teil des vorhandenen Pelzwerkes und damit waren wir reisefertig. Es brauchte nur noch die Möglichkeit der Verfolgung abgeschnitten zu werden. Das niedergebrannte Feuer wurde geschürt und mit dem zur Hand liegenden Holz genährt, daß es hoch aufloderte, und dahinein wanderten Sättel, Riemenzeug und Hangleinen. Es folgten alle Waffen, die in der Hast zu finden waren; sogar die Küchengeräte wurden der Vernichtung preisgegeben, und wohlgenut ritten wir der Viberkolonie zu. Die tags zuvor geöffnete Schatzkammer fanden wir unberührt. Ohne Zeitverlust zogen wir die verborgenen Vorräte ans Tageslicht, verluden sie auf die beiden noch unbelasteten Pferde, und ungestört ging es an Mißsissippi hinunter nach dem Dorfe der Schippenawäs.

Mit dem letzten Wort hielt Levour sein Pferd an. „Ich kalkulier', wir erwarten den Train,“ bemerkte er absteigend.

Ich folgte seinem Beispiel. Wir befanden uns in der Mündung einer zerklüfteten Schlucht. Vor uns dehnte eine von Bergjochen eingeschlossene salbe Sandebene sich aus, ein Bild wahrer Trostlosigkeit. Wie

um uns für den Anblick zu entschädigen, zauberte die Mirage, durch den Zusammenstoß ungleich erwärmter Luftschichten bedingt, einen trügerischen, wellenschlagenden Wasserpiegel vor uns hin.



Maria Roth
Josef Bachsteiger

Der Gotteslohn.

Bachsteigers Seppele hatte in seiner Jugend nicht viel Speck und Antenschnitten bekommen, und Braten gar kannte er nur vom Hörensagen. Sein Vater war nämlich nur ein armer Holzmacher, dazu noch häufig krank, und die Mutter ging, soweit sie bei ihrer Kinderschar Zeit

zu erübrigen vermochte, bei den Bauern in Taglohn, wobei sie auch keine Reichtümer zu sammeln vermochte.

Trotz alledem wuchs der Seppele, der Kronprinz der Holzmachersfamilie, prächtig auf, und man sah es seiner strammen Haltung und den gesund roten Backen entfernt nicht an, daß der Wagen weniger gut als der des Bürgermeisters Hänsele versorgt wurde. Ja, man hätte eher das Gegenteil annehmen können, denn Bürgermeisters Hänsele, dem man den ganzen Tag „Mund, was willst du“ zuschobte, so daß keine genossene Speise die ihr gebührende Zeit zur Verdauung bekam, sah im Gegensatz zu dem Bachsteiger Seppele sehr elend, schwächling und gelbhäutig aus.

Der Bachsteiger Seppele war aber nicht nur körperlich, sondern auch, was Geist und Gemüt betraf, ein sehr wohlgeratener Bursche. Der Pfarrer und sein Lehrer meinten oft, es sei schade, daß er in der Bachsteigerhütte und nicht auf dem Rinkenhof, wo die erforderlichen Mittel da wären, zu Hause sei, denn wenn einer, so hätte der das Zeug zum Studieren.

Der Seppele grübelte über seine Armut nicht weiter nach. Er hielt sich nicht an die Wörtchen „wenn“ und „aber“, er rechnete nur mit der Tatsache und betrachtete die Dinge frisch und munter, wie sie waren. Er wurde zuerst ein fideles Gänsehirt, dann, als er die Hosen selbst zuzuknöpfen verstand, wurden die Schweine und schließlich die Kühe, Kälber und Ochsen seiner Obhut anvertraut, die er denn auch meisterlich zu regieren verstand.

Bei den Bauern, deren Hirte er war, gab es nun zwar fettere Bissen als in der Hütte seiner Eltern. Aber dennoch gefiel es ihm nirgends besser als daheim bei seinen Angehörigen, und die glücklichsten Stunden waren es, die er an Sonntagnachmittagen bei seiner „Tate“ (Mutter) zubringen konnte. Und als die Tate ihm eines Sonntags unter Tränen erzählte, daß es anfangs fast nimmer zureichen wolle,

seit der Vater wieder drei Wochen krank gelegen und nichts mehr verdienen konnte, da stürzten dem Sepple ebenfalls die Tränen aus den Augen, und in der weichen Stimmung schlang er beide Arme um der Mutter Hals und sagte: „O Tatele, wenn ich nur erst groß bin, sollst du keine Not mehr leiden,“ und als er an jenem Nachmittag heim zu seiner Bäuerin kam und diese ihm, wie gewohnt, ein Stück Speck und Brot vor dem Ausfahren vorsetzte, schob er beides zurück und sagte: „Nüt, nüt, Büri. I will nünt meh' z' Obe und z' Müni, so lang min Vatter so chrank ischt und d' Muetter so schmal choche mueß. Hebet de Speck und 's Brot, wo ich esse sött, uf die Woche un gem mer's derno am Sunntig alles mitenand, aß i's miner Muetter bringe cha!“

Die Bäuerin, die auch keinen Stein an Stelle des Herzens liegen hatte, war gerührt ob Sepples kindlicher Liebe und meinte: „Deiner Mutter, Sepple, will ich Speck und Brot schicken, wenn es ihr so sölli mangelt, und auch hie und da ein „Chacheli“ Milch und Erdäpfel. Aber du brauchst deswegen nicht zu fasten. Ich nur tapfer und fahr denn us in Gottesname. Du bist ein recht braver und gattiger Bub.“

Der Sepple war überglücklich über das Versprechen der gutherzigen Bäuerin, und damit ihr Lob betreffs des braven und gattigen Bubens seine Rechtfertigung finden sollte, bemühte sich Sepple nur noch mehr in der Bäuerin Dienst; fleißiger trug er ihr Holz in die Küche, noch sorgfamer hütete er das ihm anvertraute Vieh, zarter und liebevoller ging er mit dem kleinen Theresle, der Bäuerin Töchterchen, um, und er dachte schon der Zeit, wo er auf dem Hof den Knecht machen und durch den erhöhten Lohn noch mehr zur Linderung der Not, die in seiner Eltern Berghäuschen so erbarmungslos sich niedergelassen, beitragen konnte, da kam der Pflasterermeister Rübbling auf den Hof, um unter der Dachtraufe eine Rinne aus Rheinwaden herzustellen. Der Sepple mußte ihm den Handlanger machen, und erwies sich dabei so fleißig und geschickt, daß Herr Rübbling dachte, einen besseren Lehrbuben, den er gerade brauchte, würde er nirgends mehr finden.

„Sepple,“ sagte er eines Tages zu ihm, „hättest du nicht Lust zum Pflastererhandwerk? Es ist das schlimmste noch lange nicht. Mir scheint, daß du sehr gut dazu passen würdest.“

„Ja, verdient ein Pflasterer auch viel Geld?“ fragte Sepple, der dabei an seine bedrängten Eltern dachte, „ich muß eben schon einen Lohn haben, daß ich mein armes „Tatele“ unterstützen kann.“

„Das wird dir bei meinem Handwerk eher möglich sein, als wenn du Bauernknecht bleibst. Als Lehrling bekommst du bei mir Kost und Wohnung, ich beschaffe dir die Kleider und gebe dir überdies das erste halbe Jahr wöchentlich zwei, später drei, auch fünf Mark. In zwei Jahren hast du ausgelernt, dann verdienst du fünf, auch sechs Mark am Tag, bei Accordarbeit und erforderlichem Fleiß kannst du es auf zehn Mark bringen.“

Fünf bis sechs Mark im Tag! Das schien dem Sepple, der im Jahr nur dreißig Mark und zwei Paar Pechschuhe nebst Strümpfen und Zwischhosen bezog, ein Vermögen zu sein, und die Ausichten, die ihm da der Pflasterermeister eröffnet hatte, brachten ihn fast aus dem Häusle.

„Mir wär's schon recht, Meister Rübbling, aber Ihr müßtet halt mit mine Eltere und au mit em Bur rede. Denn so drus laufe möcht' i doch nit,“ sagte Sepple.

Und Meister Rübbling sprach zuerst mit Sepples Angehörigen und dann ebenso mit seinem derzeitigen Meister, dem Rinkenbauern. Die ersteren waren gerne damit einverstanden, und der Rinkenbauer sagte, er verliere den Sepple, an dem er sich einen tüchtigen Knecht heranzuziehen beabsichtigt habe, ungern, aber seinem Glück wolle er nicht im Wege stehen. Wenn der Sepple beim Handwerk ein besseres Auskommen finde, nun wohl denn, er gönne es ihm von Herzen, denn er sei immer ein fleißiger, braver Bub gewesen, der ein besseres Stück Brot verdient habe.

So zog Sepple mit Meister Rübbling in die Stadt, und beide hatten es nicht zu bereuen. Sepple wurde ein tüchtiger Arbeiter in seinem Fach, und die Frau Meisterin sagte oft, einen braveren Lehrjungen hätten sie noch nie im Hause gehabt.

Schon als Lehrjunge schickte Sepple alles, was er nur aufbringen konnte, heim an seine Eltern, und als er einmal Geselle wurde, konnten diese in jedem Monat sicher auf einen Beitrag von dreißig Mark rechnen. Zur Besperzeit, wenn seine Mitgesellen sich jeweils ein paar Flaschen Bier genehmigten, trank Sepple nur zwei Glas, aß ein tüchtiges Stück Brot dazu, und abends ging er gar nicht ins Wirtshaus; von einem „Blauen“ war bei ihm gar keine Rede. Er hatte zwar dieses mäßigen Lebens wegen viel auszustehen von den andern, aber das Bewußtsein, seine kindliche Pflicht erfüllt zu haben, tröstete ihn über alles. Und als seine Meisterin einmal meinte, seine kindliche Liebe sei ja schön und zu loben, daneben aber sollte er doch auch mehr an sich selbst denken und nicht gar alles heim schicken, sondern auch etwas auf der Sparkasse anlegen, da sagte Sepple, der inzwischen zu einem strammen, prächtigen Sepp ausgewachsen war: „Auf die Sparkasse? Da lege ich ja schon lange alles an, was ich erübrigen kann, und zwar in die Sparkasse unseres lieben Herrgottes, wo das Kapital am besten angelegt und verzinst wird. Meine Mutter sagt allemal, wenn ich heimkomme, „Sepple,“ sagt sie, »du verdienst dir einen Gotteslohn an uns.« Und was meine Mutter sagte, hat sich noch immer als wahr erwiesen, und so sehe ich getrost der Zukunft entgegen, und was sie mir auch bringt, Leben oder Tod, ich erschreke nicht, denn ich hab' meine Kindespflicht immer erfüllt und halte mich an das göttliche Wort, welches sagt: »Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl ergehe auf Erden.« Aber auch ohne diese Verheißung, ohne Aussicht auf Wiedervergeltung würde ich meine Pflicht tun. Wo kein Geßch mich zwingt,

da spricht mein Herz. Ich könnte meine Eltern, denen ich nächst Gott alles verdanke, die von Jugend auf ihr mageres Stücklein Brot mit mir teilten, nicht darben sehen."

Die Meisterin war gerührt über diese Worte und konnte ihn nicht genug loben, dafür aber verspotteten ihn seine Mitgejellen um so mehr, doch Seppie sagte dann immer nur: „Lacht nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich glaube, daß ich der Letzte im Lachen sein werde.“ Er behielt Recht, er konnte wirklich zuletzt lachen.

In Hinterfingen, seinem Heimatsorte, war der Badwirt, trotzdem er der Mittel zum Leben viel mehr als genug hatte, auch der grauen Haare und Jahre noch wenige zählte, zu seinen Vätern gegangen, und seine Frau, die Marianna, die nun meinte, es sei nicht mehr zum Dasein, folgte ihm in ganz kurzer Zeit darauf. Mareili, der Eltern einziges Kind, war nun die Erbin all ihres reichen Nachlasses. Das Bad war gut besucht, lag in überaus schöner, gesunder Gegend, war schuldenfrei, und die schönsten Äcker und Wiesen, die in der Hinterfinger Gemarkung lagen, gehörten dazu.

Ein Wirt zu werden, ist heute gar vieler Menschen Absicht und Begehr. Denn die immer zunehmende Mode des Zusammenstehens, Wirtschaftshockens und die Trunkucht machen diese Geschäfte vor allen andern rentabel. Und dann ist es auch plästerlicher und weniger mühsam, mit den Gästen zu politisieren, als am Schraubstock, Amboß oder an der Hobelbank zu stehen, wobei das Brot nur unter vielem Schweiß gewonnen wird. Daher kommt es auch, daß alle älteren Herrschaftsdienere, Kutscher, Landwirte, denen das Arbeiten verleidet, auf die Frage: „Was wirst du nach deiner Verheiratung oder nach Aufgabe deines jetzigen Geschäftes beginnen?“ zur Antwort geben: „Eine Wirtschaft will ich pachten. Das ist ein Geschäft, wobei man allein noch auf einen grünen Zweig kommen kann.“

Und wenn nun gar noch eine Badwirtschaft mit erträglicher Dekonomie frei wird, dann kann man sich denken, daß alle Hände sich darnach austrecken, besonders wenn sie zu erheiraten ist, und man im Glücksfalle nicht zu kaufen braucht.

Und so kam es denn, daß des Badwirts Mareili, das nun im Bad zu Hinterfingen das Regiment führte, eine sehr gesuchte Person wurde. Leute aus allen Ständen beiderlei Geschlechts lehrten nun ein. Die alte Nazibäuerin, die sehr viel Hochmut und drei heiratsfähige Vuden hatte, stellte sich ein, weil, wie sie sagte, ihr Keißimalismus den Gebrauch des Bades nötig mache. Und damit man ja von der Wahrheit ihrer Angabe überzeugt werden möchte, badete sie täglich zweimal und aß daneben wie ein Drescher. Unter Tags sprach sie dann vom Weiter, von den Heiligen, vom Korn und vom Hansbau und so ganz nebenher natürlich auch von ihrem Schorsch, der in Karlsruhe bei den Grenadieren stand und schon einen Knopf bekommen hatte. Der sei einer, wie es sie nicht alle Tage schneie, sagte die Nazibäuerin

zu Mareili, der jungen Badwirtin. Die Mädchen in Karlsruhe, sogar die Tochter seines Feldwebels, man solle denken, laufen sich fast die Beine ab um ihn. Er aber, das habe er schon oft geschrieben, wolle eine tüchtige Frau vom Lande, die Hand mit anlegen und selbst kochen und bügeln, waschen und nähen könne, keine so verhätschelte Stadtmamsell, an der bloß der Mund gut sei. Sie, die Nazibäuerin, habe um den Schorsch keine Angst, der gäbe einen Mann aus dem is, und selbst das Mareili würde sein Glück mit ihm machen, meinte sie. Als das Mareili aber auf diese Herausforderung nicht einging und unter den Worten: „Ich muß nach dem Fleisch sehen, ob es weich ist,“ zur Küche sich begab, und auch spätere Anzapfungen geschickt zu umgehen verstand, erklärte sich die Nazibäuerin als geheilt und zog wutschnaubend heimwärts. Nun steckte des Bürgermeisters Hans ein goldenes Knöpfchen vornen in die fein gefältelte Brust seines Sonntagshemdes und zog ein rotseidenes Knüpfle, ein Halstüchle, an dessen Franzen im leisen Zephyr des Frühling sich wiegten, und versuchte mit herrischem Auftreten sein Glück, aber alles war umsonst. Mareili blieb kühl bis ans Herz hinan, und Hans konnte gehen, woher er gekommen. Jetzt ließ sich des Müllers Andres Kanonentiesel nach der neuen Mode machen, bestieg des Vaters Fuchswallach und suchte als Ritter zu gewinnen, was Hans, dem Bürgermeistersohn, zu Fuß nicht gelungen war. Auch er hatte kein Glück. Aber Mareili mußte heimlich nur lachen ob seinem Gebaren und sagte zu sich selbst: „Sie können laufen und reiten, sich putzen und schmücken, solange mein Herz nicht warm wird, nehme ich keinen. Und besonders solche Proken, die mir durch ihre Anträge eine Gnade zu erweisen vermeinen, sind mir in der Seele zuwider.“

Als ihr aber Sepples Mutter, die im Bad zum Waschen angestellt war, von des Sohnes Liebe und Treue, von seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit erzählte und seine Photographie und die Postabschnitte, die sie jeweils mit den Geldsendungen erhielt, zeigte und dabei Freudentränen vergoß, natürlich und ungemacht, und ohne eine Absicht dabei zu haben, da wurde es dem Mareili warm ums Herz, und es sagte: „Was der Sepp Euch schon alles getan hat, Bachsteigerin, ist viel, wenn man bedenkt, daß er jeden Pfennig erst sauer verdienen muß, und die, welche ihn einst zum Mann bekommt, kann sich glücklich schätzen. Denn wie die Liebe und Treue des Sohnes zur Mutter, so die Liebe zum Mädchen seiner Wahl. Habe ihn schon lange nicht mehr gesehen, er kommt so selten nach Hinterfingen.“

„Er ist halt immer am Sparen, und er hat schon oft gesagt, daß er das Geld lieber bei uns, seinen alten Eltern, als an der Eisenbahn anlege. Nächste Pfingsten aber wird er kommen, und wir freuen uns jetzt schon drauf.“

„Hoffentlich wird er dann auch dem Bad einen Besuch abstatten,“ sagte Mareili. „Habe ihn immer gut leiden können, weil er so brav, artig und nicht

so grob wie die andern Buben war, und möchte ihn gar gern wieder einmal sehen."

Die Bachsteigerin war glücklich, daß das Mareili, die reiche Badwirtin, sich auch für ihren Sepp interessierte, und hinterbrachte ihm, als er heimkam, deren Wunsch, und der Sepp, der sich noch gar wohl an das Mareili erinnerte und an die Butterknechten, die es ihm oft auf dem Schulweg zugesteckt hatte, war gerne dazu bereit, diesen Wunsch zu erfüllen.

Der Sepp war bei seinem so mächtigen, soliden Lebenswandel ein recht hübscher Bursche geworden. Etwas über mittelgroß, hatte er eine gesunde, blühende Gesichtsfarbe, schöne, treue, herzwinnende, blaue Augen, blonde Kraushaare, und ein allerliebstes Schnurrbärtchen, und als er nun der jungen Badwirtin Besuch machte und ihr so treuherzig, freundlich und gewinnend die Hand reichte, da wurde Mareili über und über rot, und das Herz wurde warm und wärmer und heißer, je länger sie mit dem Sepp verkehrte. Der Sepp selbst aber sah zu Mareili wie zu einer Heiligen auf, und sein bisher unberührtes Herz wurde bis in die tiefsten Tiefen bewegt. Und als er wieder fort mußte und Mareili die Hand reichte zum Abschied, da zitterte seine Stimme leise, als er sagte: „Adje, b'hit di Gott, Mareili. So schwer wie diesmal ist mir der Abschied von Hintersingen noch nie geworden."

„Könntest ja auch da-bleiben, wenn dir das Fortgehen so antut," entgegnete Mareili.

„Und was treiben in Hintersingen?" fragte Sepp.

„Nun, hier im Bad gibt es Arbeit mehr als genug, und es mangelt immer mehr an einer männlichen Hand. Ich selbst kann doch nicht überall sein."

„Mußt halt heiraten, Mareili, das ist das Beste. Ich würde ja gern bei dir bleiben, nirgends lieber auf Gottes Erdboden als bei dir. Aber denk doch, Mareili, was die Leute sagen würden. Du weißt ja, wie böß die Welt ist. Und dann würde ich bei allem Fleiß auf deinem Geschäft den Lohn wie in der Stadt bei meinem Handwerk nie verdienen, was meine lieben Eltern bitter empfinden müßten. Nein, Mareili, so gern, so gern ich bei dir bleibe, es geht nicht, die Verhältnisse sind zu sehr dawider."

„Und wenn wir nun die Verhältnisse verbesserten,

wie der Herr Lehrer es jeweils mit unseren Schulheften getan, wenn ich, um alles klipp und klar zu machen, sagte: bleibe da und werde Badwirt! — was würdest du sagen?" fragte Mareili erglühend.

„O Mareili," erwiderte Sepp, „treibe keinen Spott mit mir, keinen Scherz mit meinem Herzen, es liebt dich zu sehr, um solches ertragen zu können. Ich weiß ja selbst, daß ich ein armer Schlucker bin und an eine solche Möglichkeit, an eine Verbindung mit dir nicht denken darf, und du solltest es nicht mit deinem Spott mir noch vorhalten. B'hit Gott, Mareili," sagte er, ihr die Hand reichend.

„Sepp, ich treibe keinen Spott mit dir, wie kannst du nur auf solche Gedanken kommen. Ich sage im Ernst: bleibe da und werde Badwirt. Und hast du kein Vermögen, so bringst du mir doch ein treues, braves Herz und Gottes Segen, und das beides ist mehr als alles andere."

Was nun folgte? Ein Glück, ein Lieben, ein Herzen, ein Küssen, wie es nur zwei echte Liebende kennen.

Sepp blieb wirklich da, und vier Wochen später lasen die Hintersinger am Rathaus eine Bekanntmachung, die ihre Nasen sehr in die Länge zog. Damit sie in keinem Zweifel über die Wichtigkeit des standesamtlichen Anschlages sein konnten, verkündete der Pfarrer noch von der Kanzel: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich entschlossen: Joseph Bachsteiger, des Anton Bachsteiger, geborenen Maier, ehelicher Sohn, — und Maria

Koth, des verstorbenen Franz Koth und dessen Ehefrau Maria Koth, geborenen Gerteis, eheliche Tochter."

Das war deutlich, und die Hintersinger konnten, so viele auch dazu Lust haben mochten, nichts dagegen tun. Sepp und Mareili aber lebten zusammen in gutem Frieden. Um das Glück voll zu machen, schenkte Mareili dem Sepp ein paar allerliebste Kinder. Unter Sepps Leitung nahm das Geschäft einen hohen Aufschwung. Und sagte sie und da einer: „Was du anfängst, Sepp, gelingt dir, und das Geld macht in deinen Händen Junge," dann antwortete der Sepp: „Mich wundert's nicht. Ich legte mein Geld auf der Sparkasse des lieben Gottes an, und da trägt es Zinsen und Zinseszinsen und wird immer mehr. Ich steh' in Gottes Lohn!"



„Adje, b'hit di Gott, Mareili."